

Publikations-Datum: 20000726

Seite: 8



Tages-Anzeiger

Schweiz

TRIBÜNE

Hochschulen reformieren, nicht privatisieren!

Das Heil für die Schweizer Hochschulen liegt nicht einfach in der Privatisierung nach dem Vorbild USA, wie sie der Bildungsfachmann Peter Glotz propagiert hat.

Autor: Von Marcel Herbst

Privatisierung wird heute als ein Remedium betrachtet, als wärs die Medizin der Wirtschaft. Orten wir Mängel im Betrieb öffentlicher Institutionen, bietet sich dieses Mittel an. Peter Glotz, der Medienwissenschaftler und sozialdemokratische Kritiker und Mahner, der die Qualität der deutschen Universität zu Recht vermisst, sieht die Privatisierung offenbar als eine gesunde Schocktherapie für das Hochschulwesen. Dass sich Glotz für eine Reform der Universität einsetzt, ist gut. Dass er sich für private Universitäten einsetzt, mag auch meine Unterstützung finden. Unglücklich gewählt finde ich hingegen seine Argumente, zumindest in der Form, wie sie jüngst auf diesen Seiten publiziert wurden ("Tages-Anzeiger" vom 6. Juni 2000).

Falsch verstandene Vorbilder

Die privaten Eliteuniversitäten in den Vereinigten Staaten, die Peter Glotz als Vorbild dienen, entsprechen in Realität nicht dem von ihm skizzierten Bild. Professor Glotz suggeriert, dass die amerikanische Spitzenuniversität gut ist, weil sie privat - und profitorientiert - geführt wird. Obwohl in jüngster Zeit tatsächlich eine Reihe profitorientierter Institutionen entstanden sind, wird keine der forschungsorientierten Universitäten als profitorientiertes Unternehmen geführt, deren Werte an der Börse (wie es Glotz in Deutschland vorschlägt) gehandelt werden. Ausserdem gibt es in den USA eine Reihe hervorragender staatlicher Universitäten, die keinen Vergleich mit privaten Institutionen zu scheuen brauchen.

Staatlich und privat in den USA

Glotz suggeriert weiter, dass private Universitäten grössere Handlungsspielräume als staatliche Institutionen haben, die ihnen erst erlauben, zur Spitze vorzustossen bzw. sich dort zu behaupten. Dies wird durch hervorragende staatliche Institutionen widerlegt. Er meint offenbar auch, dass sehr hohe Saläre (von bis zu 750 000 Dollar) instrumentell wären, um eine Qualität zu garantieren. Aber wessen Saläre? Sicherlich ist es so, dass Universitätspräsidenten sehr hohe Saläre erhalten. Tatsache ist ferner, dass einzelne Professoren sehr viel verdienen, aber nicht in erster Linie in der Form des Salärs (schliesslich verdienen die Chefarzte an den hiesigen Universitätskliniken auch nicht wenig). Tatsache ist aber auch, dass die durchschnittlichen Saläre für Professoren an ausgewiesenen Eliteinstitutionen der USA (wie Harvard, MIT, UC Berkeley, UCLA etc.) mit jenen, die in der Schweiz ausgezahlt werden, vergleichbar sind.

Ich bin mit Glotz einig, dass die Universitäten von morgen starken Globalisierungstendenzen ausgesetzt sein werden, insbesondere im Zuge des Auf- und Ausbaus virtueller Universitäten. Schon heute befinden sich die Spitzeninstitutionen in einem globalen Wettbewerb um Forschungsgelder, Wissenschaftler und Doktoranden. Ich bin mit Professor Glotz auch einig, dass die hiesigen Strukturen der Leistungsfähigkeit der Institutionen nicht förderlich sind und dass die laufenden Reformbestrebungen - und die Diskussionen hierüber - zu verstärken wären. Ich glaube aber nicht, dass die Lösungen in der Privatisierung der staatlichen Universität zu suchen sind (obwohl gegen private Universitäten in Europa a priori nichts

einzuwenden ist). Private und staatliche Universitäten in den Vereinigten Staaten unterscheiden sich viel weniger voneinander, als man gemeinhin annimmt. Die amerikanische Spitzenuniversität ist nicht in erster Linie leistungsfähig, weil sie privatrechtlich geführt wird, sondern weil sich die tradierten Strukturen des dortigen universitären Systems als viel günstiger für eine moderne Forschungsuniversität erwiesen als jene, die wir zum Beispiel in Deutschland oder der Schweiz finden.

Humboldtsche Prinzipien in den USA

Gerhard Casper, der zurücktretende Präsident der renommierten Stanford-Universität und selbst ein Deutscher, erklärte, dass die amerikanische Universität die humboldtschen Prinzipien wesentlich besser umsetzte als die deutsche Universität selbst. Die amerikanische Universität unterscheidet sich von der hiesigen in zwei wesentlichen Punkten: Sie hat eine vergleichsweise stärkere - autonome - Führung (mehr Kompetenzen, mehr Personen, aber auch mehr Aufgaben), und sie hat eine breiter gegliederte Professorenschaft (mehr, aber kleinere Professuren - und daher wesentlich günstigere Betreuungsverhältnisse, das heisst weniger Studierende je Professur, aber auch günstigere Forschungsstrukturen). Und schliesslich ist der Reformprozess in den USA, der nach dem Sputnik-Schock einsetzte und über die Jahrzehnte hinweg kontinuierlich vorangetrieben wurde, viel weiter fortgeschritten als hier. Es sind im Wesentlichen diese Faktoren, die dafür verantwortlich sind, dass eine ganze Reihe amerikanischer Universitäten international eine Spitzenstellung einnehmen.

Mag sein, dass auch in Europa zunehmend private Institutionen des tertiären Bildungssektors entstehen, die im Gefüge der Hochschulen ihren Platz finden und schliesslich zu den Perlen der Schulen und Forschungsstätten zu zählen sein werden. Das Geld hierfür wäre ja vorhanden. Der Fokus auf die Privatisierung lenkt aber eher von den Reformen ab, die laufend zu tätigen sein werden, wenn die hiesigen Institutionen ihren eigenen Ansprüchen gerecht werden wollen. Die Reformen sind letztlich notwendig, damit Staat und Wirtschaft ihr Vertrauen in die Universität festigen können und die Institutionen so alimentieren, dass diese ihre gesellschaftliche Aufgaben - als Bildungs- und Forschungsinstitutionen wie als Katalysatoren der wirtschaftlichen Entwicklung - auch erfüllen können.

Es gäbe viel zu lernen

Statt sich an der privaten Universität zu orientieren, wäre es sinnvoller, die Strukturen, die sich an hervorragenden Staatsuniversitäten der USA herausgebildet haben, gezielt zu evaluieren: Finanzierungsmechanismen und Budgetierungssysteme, die darauf ausgerichtet sind, Ressourcen an jene Stellen zu bringen, wo die Leistung erbracht - bzw. gewünscht - wird; Kreditsysteme, die nicht lediglich der Buchführung von Testaten dienen, sondern der Bewirtschaftung des Lehrangebots; Entscheidungsstrukturen, welche Initiativen stützen; Lehrpläne, die das aktive Lernen fördern und auch innerhalb der Spezialisierungen Wahlmöglichkeiten bieten; Dozenten, die den Lernenden nahe stehen; Schulleitungen, Departementsvorsteher und Administrationen, die sich zusammen weiterbilden; et cetera. Es gäbe viel zu lernen.

Weitere Artikel zum Thema Bildung:

www.tages-anzeiger.ch/bildung.

Marcel Herbst ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Planungsstab der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich (ETHZ). Zuvor arbeitete er als Berater in einer Ingenieurfirma und als Assistenzprofessor für Planung und Umweltwissenschaften an der University of Virginia (USA).

[Neue Suche](#)



[Dokumenten-Liste](#)